

Martin Dege, Till Grallert, Carmen Dege, Niklas Chimirri (Hg.)
Können Marginalisierte (wieder)sprechen?

Die Reihe **SUBJEKTIVITÄT UND POSTMODERNE** bietet ein Forum für avancierte Arbeiten über psychologische Phänomene der »Postmoderne«. Dabei werden sowohl theoretische Arbeiten vorgestellt, als auch Arbeiten, die auf der Grundlage empirischer Untersuchungen einen Beitrag zur theoretischen Reflexion leisten.

In theoretischer Perspektive wird eine Rezeption poststrukturalistischer Positionen in den Diskurs der Psychologie vorgeschlagen. Die Gegenstände des psychologischen Diskurses existieren nicht unabhängig von diesem. Unser Fühlen und Denken, unser Wahrnehmen und Begehen, unsere Angst, unsere Trauer, unsere Freude, unsere Leidenschaft, unser Handeln, selbst unser Ich, kurz das Psychische wird durch unsere Rede darüber nicht nur geformt, sondern konstituiert.

Das Paradigma der Empirie ist deshalb das der »qualitativen« Forschung: die narrative Rekonstruktion der Geschichte von Subjekten im Rahmen der Beziehung zwischen Forscher und befragtem – sich selbst – befragendem Subjekt.

Die Situation der »Postmoderne« ist dadurch gekennzeichnet, dass dem Subjekt für diese Rekonstruktion kein verbindlicher Rahmen mehr zur Verfügung steht, wie ihn die alten Meta-Erzählungen noch geliefert hatten: jene der Wissenschaft, Religion, Philosophie, Kunst, Politik usw. Sie sind als Fiktionen durchschaut, beliebig geworden. Sie tragen die Erzählung der Geschichte des Subjekts nicht mehr.

Aber es werden immer wieder neue erfunden (Baudrillard). Unsere Erzählungen sind voll davon: Gespräche über den letzten Film, das neueste Buch, die ultimativen Events. Sie verbergen die Sehnsucht nach der Geschichte, in der wir eine Rolle spielen, unserer Geschichte und verleugnen zugleich die Angst vor ihr.

Die Arbeiten dieser Reihe versuchen, diese Situation des Subjekts in ihren konkreten Äußerungsformen nachzuzeichnen und damit zugleich in die allgemeinere Diskussion einzubringen.

FORSCHUNG PSYCHOSOZIAL
SUBJEKTIVITÄT UND POSTMODERNE
HERAUSGEGEBEN VON KLAUS-JÜRGEN BRUDER

Martin Dege, Till Grallert,
Carmen Dege, Niklas Chimirri (Hg.)

Können Marginalisierte (wieder)sprechen?

Zum politischen Potenzial
der Sozialwissenschaften

Mit Beiträgen von Molly Andrews,
Klaus-Jürgen Bruder, Niklas Chimirri,
Carmen Dege, Martin Dege, Till Grallert,
Sebastian Köhler, Maria I. Medved, Adrian Mengay,
Stefan Müller, Sebastian Neubauer, Peter C. Pohl,
Julia Prager, Katrin Reimer, Thomas Viola Rieske,
Dorothee Roer, Catharina Schmalstieg,
Lars Schmitt, Stephanie Sinclair, André Steiner,
Peter Ullrich, Christoph Vandreier,
Mario Vötsch und Karen Wagels

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2010 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Foto eines Graffitos
Umschlaggestaltung & Satz: Hanspeter Ludwig, Gießen
www.imaginary-art.net

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
www.majuskel.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-8379-2038-3

»Deutschland wird von der Mitte aus regiert, von einer Koalition der Mitte. Und die Ränder haben in dieser Republik nichts zu sagen.«

Guido Westerwelle auf dem Sonderparteitag der FDP in Berlin am 25. Oktober 2009

Inhalt

Danksagung	11
Können Marginalisierte (wieder)sprechen? Zum politischen Potenzial der Sozialwissenschaften – Eine Einführung	13
Teil I	
Wir und die Anderen – Zum Verhältnis von Forschenden und Beforschten	
Kritik mit Methode? Sieben Thesen zum Verhältnis von Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik	35
<i>Peter Ullrich</i>	
Selbstverständlich können marginalisierte Menschen (wieder)sprechen! – Aber: Können wir sie auch verstehen? Von der Notwendigkeit der (Wieder-)Entdeckung unterdrückter Wissensarten durch die Subjekt- und Sozialwissenschaften	53
<i>Dorothee Roer</i>	
Storytelling Interessen, Arenen und Schnittstellen in der Produktion von Erkenntnis	79
<i>Karen Wagels</i>	

Ene, mene, muh und raus bist du Möglichkeiten von Sprechpositionen und politischem Handeln im geistes- und sozialwissenschaftlichen Kontext <i>Julia Prager</i>	95
Vom Leben in zwei Welten: indigene und psychologische Räume <i>Maria I. Medved & Stephanie Sinclair</i>	113
Nomadische Praktiken im Kulturfeld Ein theoretisch-empirischer Beitrag zur Organisationsforschung <i>Mario Vötsch</i>	135
Teil II	
Sozialwissenschaftliche Intervention und die Frage der Möglichkeit politischen Handelns	
Kritische Psychologie und politisches Handeln Eine Vorbemerkung <i>Martin Dege</i>	161
Intervention als emanzipatorische Praxis Erfahrung von Subalternität und kollektives Handeln <i>Catharina Schmalstieg</i>	173
Was kann subjektorientierte Drogenhilfe leisten? <i>Christoph Vandreier</i>	201
Über Diversity-Pädagogik und ungelöste Aufgaben politischer Bildungsarbeit <i>Katrin Reimer</i>	219

Handlungsfähigkeit von Marginalisierten und die moralische Grammatik sozialer Konflikte Eine anerkennungstheoretische Betrachtung zwischen Kritischer Psychologie und Anerkennungstheorie im Anschluss an Axel Honneth <i>Adrian Mengay</i>	237
»Ich spreche was, was du nicht hörst« Soziale Ungleichheit als babylonischer Turmbau <i>Lars Schmitt</i>	259
Teil III Produktion und Reproduktion von Diskursen in den Massenmedien	
$\frac{S_2}{S_1}$ <i>Klaus-Jürgen Bruder</i>	281
Die Grenzposten in der Peripherie Zum Verhältnis von Kulturindustrie und »marginalisierten Stimmen« heute <i>Sebastian Neubauer</i>	301
Narrativismus oder nachhaltige Narrativität? Zu Tendenzen massenmedialen Storytellings, insbesondere in den Fernsehnachrichten <i>Sebastian Köhler</i>	321
Post-note <i>Klaus-Jürgen Bruder</i>	335

Teil IV

Vom Wahren zum Möglichen – Das bedeutungsschaffende Potenzial schöpferischen Erzählens

Biografie und Geschichte Dynamiken von individuellen und kollektiven politischen Erzählungen <i>Molly Andrews</i>	347
Die Funktion literarischen Erzählens bei der Konstruktion der Biografie seines Autors <i>André Steiner</i>	383
Die Möglichkeit des Erzählens Robert Musils Poetologie der Kontingenz und das Dritte Reich <i>Peter C. Pohl</i>	407
Das Sprachparadigma – der neue Geist des Idealismus? Implikationen und Konsequenzen für die Psychologie <i>Stefan Müller</i>	427
Mit biografischen Erzählungen pädagogisch intervenieren Erfahrungen aus einem LesBiSchwulTrans Aufklärungsprojekt <i>Thomas Viola Rieske</i>	443
(Wieder)sprechen! <i>Carmen Dege, Martin Dege, Till Grallert & Niklas Chimirri</i>	471
Autorinnen und Autoren	497

Danksagung

Die Herausgeber_innen danken all jenen, die durch ihre Unterstützung, ihren Rat und ihre Kritik geholfen haben, dieses Projekt zu realisieren. Besonderen Dank gebührt allen Beiträger_innen des vorliegenden Bandes für ihre Bereitschaft, dieses manchmal aufreibende Projekt mit ihrer Arbeit voranzubringen und unsere mitunter ausgefallenen Wünsche und Anmerkungen nicht rundheraus abgeschmettert, sondern weitergesponnen zu haben.

Die Durchführung des ausschlaggebenden Jahreskongresses der Neuen Gesellschaft für Psychologie 2008 verdankt sich der Mitarbeit von Jörn Dege und Doreen Müller. Außerdem danken wir der Freien Universität Berlin und Sybill De Vito-Egerland für die unkomplizierte Bereitstellung von Räumen und Mitteln.

Unser Dank gilt dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, ohne dessen großzügige Unterstützung im Rahmen der Initiative »Pro Geisteswissenschaften«, die gemeinsam von der VolkswagenStiftung, der Fritz Thyssen Stiftung, der ZEIT-Stiftung Ebelin, Gerd Bucerius und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft getragen wird, weder die Konferenz noch das Buch zustande gekommen wären.

Schließlich fühlen wir uns dem Psychosozial-Verlag, der dieses Vorhaben vom ersten Federstrich bis zum finalen Erscheinen dieses Buches begleitet hat, zu großem Dank verpflichtet.

Können Marginalisierte (wieder)sprechen?

Zum politischen Potenzial der Sozialwissenschaften – Eine Einführung

Es war die von Gayatri Chakravorty Spivak zugesetzte Frage »Can the Subaltern Speak?« und stärker noch ihre desillusionierende Antwort »Not Really« (vgl. Spivak 1988), die uns als Herausgeber_innen dieses Buches zusammenkommen ließ, um genauer hinzuschauen und nachzuhorchen. Was bedeutet Marginalisierung? Was verhindert das Sprechen oder Gehörtwerden von Marginalisierten und inwiefern könnte es doch Möglichkeiten des Sprechens geben? Obwohl wir uns der Tatsache bewusst waren, zu der von Spivak als unmöglich empfundenen Quadratur des Kreises gerade als weiße Sozialwissenschaftler_innen ebenfalls schwerlich imstande zu sein, schien uns ihre Antwort dennoch nicht endgültig. Im Gegenteil, verweist sie doch auf Unerreichtes und Widersprüchliches, das bei genauerer Betrachtung Menschen zum Nachdenken und schließlich zu einer veränderten Wahrnehmung und neuen Handlungsmöglichkeiten führen kann.

Die Arbeiten von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe gaben uns weitere Begriffe an die Hand. Beide haken nach und fragen: »Marginalisiert gegenüber was?« Sie kommen zu dem Schluss, dass sich Marginalisierung nur als Rand einer Hegemonie, eines normangebenden Zentrums etablieren kann. Die Hegemonie einer bestimmten Praxis, des Verständnisses einer Idee oder gewisser materieller Realitäten äußert sich im erfolgreichen Versuch, einen Diskurs durchzusetzen, der das Sprechen der Ränder exkludiert, entweder, weil das Sprechen scheinbar unbedeutend ist, oder – und dies schien uns das Stichwort für eine weitere Konkretisierung der

Spivak'schen Frage zu liefern – weil sich das Sprechen im Widerspruch zum hegemonialen Diskurs befindet. Es steht diesem antagonistisch gegenüber und untergräbt die im Diskurs vermittelte Realität. Laclau und Mouffe begründen dies mit dem von Louis Althusser geprägten Begriff des »Bedeutungsüberschusses«. Das hegemoniale Zentrum versucht seine Diskurse zu fixieren, das heißt, die Grenzen der eigenen Normen und Praktiken zu vernähen. Dies kann jedoch nicht gelingen, da gesellschaftliche Verhältnisse überdeterminiert sind; sie besitzen »keine letzte Buchstänlichkeit, die sie auf zwangsläufige Momente eines immanenten Gesetzes reduzieren würde« (Laclau/Mouffe 1991, S. 151). Jede Hegemonie produziert also einen Bedeutungsüberschuss, der auf das Exkludierte verweist, auf das, was widerlegt, dass es lediglich *eine* Bedeutung einer Sache, eines Verhaltens oder eines Verhältnisses gibt. Zentrum und Marginalität, Inklusivität und Exklusivität befinden sich in einem konstitutiven Wechselspiel miteinander. Das Exkludierte ist konstitutiv für das Inkludierte, es ist, wie Mouffe mit Derrida sagt, das »konstitutive Außen« der sozialen Fixierung, das konstitutive Außen als die notwendige Negativität der positiv erscheinenden Objektivität (vgl. Mouffe 1997, S. 87). Das Exkludierte ist also nicht jenseits des Inkludierten, sondern elementar mit diesem verwoben, es ist sozusagen Begründung und Ergänzung der fixierten, positiven Hegemonie. Gleichzeitig ist es jedoch auch elementare Gefahr und Bedrohung derselben, da es dem Gesagten eine andere Bedeutung hinzufügt, der Hegemonie bestimmter artikulatorischer Praktiken widerspricht.

Der Widerspruch leistet Widerstand, er öffnet die fixierten Nähle und stellt scheinbare Notwendigkeiten infrage. Er setzt die Verhältnisse in Bewegung. Nun ist es gerade die Bewegung des Antagonismus, die Mouffe als politisches Handeln begreift. Das Politische markiert für sie nicht lediglich den Ort der öffentlichen Diskussion und das Verhalten der politischen Akteure und Institutionen, sondern auch den Ort von Konflikt und Widerspruch (vgl. Mouffe 2007, S. 16). Ein solcher Politikbegriff gibt neue Antworten auf Spivaks anfängliche Frage; Subalternität wird zum zentralen Thema des Politischen, politisches Handeln fragt konkret nach den Rändern, nach dem, was noch unsprechbar ist – und setzt es auf die Tagesordnung.

Mit dieser erweiterten Bedeutungsperspektive wurde, ausgehend

von Spivaks Frage, ein konzeptionell komplexerer Möglichkeitsraum des Sprechens beschritten – durch wiederholtes Sprechen sowie durch Widersprechen. Und es war zumindest theoretisch dargelegt, dass Marginalisierte (wieder)sprechen können. Was uns nun jedoch in der Folge zu interessieren begann und schließlich den Ausschlag für eine Konferenz mit anschließendem Buchprojekt gab, waren die konkreten Implikationen für die Sozialwissenschaften, die daraus resultieren. Welche Möglichkeiten politischen Handelns haben die Sozialwissenschaften? Können sie Widerstand leisten gegenüber hegemonialen Praktiken innerhalb ihrer eigenen Disziplinen und gegenüber gesellschaftlichen Realitäten? Welches politische Potenzial steckt in ihren unterschiedlichen empirischen Methoden sowie ihren theoretischen Konzeptionen von Subjekt und Gesellschaft?

Natürlich geben diese Fragen zu bedenken, ob es überhaupt ein sozialwissenschaftliches Interesse geben kann, politisch zu handeln, denn, so wird häufig argumentiert, begründet sich wissenschaftliches Handeln oft doch gerade im Bemühen, Widersprüche sachlich korrekt auszuräumen. Uns scheinen diese Praxis und der damit verbundene Ruf nach Neutralität und Objektivität selbst eine wissenschaftliche Hegemonie zu manifestieren, die insofern auf ihre eigene Politik, ihr politisches Wirken zurückgeworfen ist, als sie sich im Widerspruch zu ihren eigenen Maximen sowie anderen alternativen Ansätzen befindet. Ihre Praxis scheint auf Affirmation abzuzielen und somit politisches Ringen definitorisch ausschließen zu wollen. Andererseits übt sie großen Einfluss auf gesellschaftliche Entscheidungsprozesse aus. Demgegenüber könnte das zentrale Anliegen einer politisierten Wissenschaft die Bewegung sein, konkreter noch, die Emanzipation der Ränder vom Zentrum. Was dies für die Methodenwahl, das Verhältnis des Forschenden zum Forschungsgegenstand, die Frage der Intervention von Sozialwissenschaftler_innen in die nichtakademische Praxis bedeutet, ist Gegenstand von Teil I und II. In Teil III und IV wird spezifisch danach gefragt, wie Bewegung in eine immer reproduktiver erscheinende Medienlandschaft und in das Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Fiktion gebracht werden kann.

Vom übergeordneten Thema »Wir und die Anderen – Zum Verhältnis von Forschenden und Beforschten« handelt der erste Teil. Die Autor_innen

stellen sich die Frage, inwiefern Wahl und Anwendung des alltäglichen, sozialwissenschaftlichen Handwerkszeugs zu einer Praxis führen können, die das Verhältnis zwischen Wissenschaft und ihrem Gegenstand neu fasst. Dass die Forschenden eindeutig wahre oder falsche Aussagen über die eigentliche Natur des passiven Beforschten treffen und damit über Wahrnehmung und Handlungsmöglichkeiten der jeweils Beforschten maßgeblich bestimmen, wurde spätestens seit dem Ende des Kolonialismus, der Kritik bürgerlicher Verhältnisse in den 60er Jahren und dem Aufkommen postmoderner Lebensweisen als Zusammenhang erkannt und dementsprechend einer umfassenden kritischen Auseinandersetzung unterworfen. Vor allem das Verständnis davon, wer die Expertise mitbringt, den Forschungsprozess bestimmt und von den Ergebnissen profitiert, wurde auf den Kopf gestellt. Was dies für die heutige Praxis von sozialwissenschaftlichem Arbeiten bedeuten kann, wird von den Autor_innen nachvollzogen.

Nach wie vor stellen sich folgende Fragen: Welche Ansätze, Haltungen und Praktiken können Alternativen zu den tradierten Vorstellungen liefern? Kann eine wissenschaftliche Methode Widerstand und Emanzipation zum Ziel haben und vorsätzlich soziale und politische Motive verfolgen? Welches Veränderungspotenzial beinhalten unterschiedliche Antworten auf die Methodenfrage für die sozialwissenschaftliche Praxis? Und inwiefern können theoretische Betrachtungen des Subjekt-, Erkenntnis- und Wahrheitsbegriffs zu einer Grundlegung emanzipatorischer Forschungspraxis beitragen?

PETER ULLRICH antwortet auf diese Fragen mit »Sieben Thesen zum Verhältnis von Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik«, die in Teil I einführen. Überblicksartig zeigt er eine Polarität zwischen zwei methodischen »Standorten der Kritik« auf: Während der »erkenntnis-skeptische Pol« auf die Kontingenz von Wissen verweist und vorrangig das als »normal« oder »natürlich« Geltende hinterfragt, kritisiert der »objektivistische Pol« im Wissen um die tatsächlich zugrunde liegenden gesellschaftlichen Verhältnisse die politökonomische Ideologie und ihre Verschleierungsmechanismen. Trotz dieser Differenzen zwischen einem eher poststrukturalistischen und einem eher marxistischen Standpunkt scheinen sich, so schließt der Autor, Gütekriterien kritischer Forschung etabliert zu haben, die aktive Kritiker_innen zu einem systematischen

Zweifel am Bestehenden und seiner scheinbaren Zwangsläufigkeit befähigen. Dass es jedoch »die kritische Methode« genauso wenig gibt wie »die neutrale Methode«, unterstreicht der an Foucault angelehnte Kritikbegriff, den Peter Ullrich als eine Haltung beschreibt, die in alle Stufen des Forschungsprozesses eine Verunsicherung hineinbringt. Die alle Ansätze durchziehende Problematik des Status- und Machtgefülles zwischen Forschenden und Beforschten lässt sich nur über eine kontinuierliche Reflexion des Forschungsprozesses lösen, wie sie beispielsweise in der Ethnopsychanalyse als integraler Bestandteil betrieben wird. Erst wenn die Methode selbst zum Thema wird und ihre eigenen Normalisierungspotenziale hinterfragt, kann, so Peter Ullrich, ein instrumentelles Verhältnis zum Forschungsgegenstand verhindert werden.

DOROTHEE ROER wendet sich dieser Dimension der Selbst- und Erkenntnikritik konkreter zu, insbesondere da sie davon ausgeht, dass die Problematik der Repräsentation von Marginalisierten nicht über ein »richtiges Verstehen« von Marginalisiertheit, einer Kritik des »Nicht-Sprechens« oder der Politisierung marginalisierter Stimmen gelöst werden kann. Ihr zufolge bedarf es vielmehr eines aktiven Hinterfragens der »Blindheit bürgerlicher Subjekt- und Sozialwissenschaften«. In ihrem Beitrag »Selbstverständlich können marginalisierte Menschen (wieder)sprechen! – Aber: Können wir sie auch verstehen?« erarbeitet sie die Grundlage einer solchen Erkenntnikritik. Dabei geht sie von vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Vorstellungen von Subjekt und Gesellschaft aus, die den Status quo reproduzieren. Darunter fasst die Autorin beispielsweise die Vorstellung eines »freien Subjekts«, die einen universalen Individualismus ausprägt, der wiederum Arme und Ausgebeutete exkludiert und Ungleichheit als strukturelles Phänomen aus dem Fokus verdrängt. Sie beobachtet ebenfalls, dass sich in der Wissenschaft ein Antagonismus zwischen Subjekt und Gesellschaft durchgesetzt hat, der strukturelle Verwobenheiten unterbelichtet und eine bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft legitimiert. Im zweiten Teil des Artikels beschreibt die Autorin ausführlich mehrere Möglichkeiten des methodologischen Umgangs mit diesem Dilemma, die eine Wiederbelebung der Aktionsforschung ebenso einschließen wie die maßgeblich durch Aleksej Nikolaevic Leontjevs Konzeption von »Tätigkeit« geprägte Biografie-Arbeit oder Fritz Schützes »ethnographisches Fremd-

verstehen«. Diese Methoden ermöglichen es, die zentrale Problematik der Marginalisiertheit zum Gegenstand von Forschung zu machen: die Verhältnisse und Strukturen sozialer Ungleichheit.

In ihrem Beitrag über »Storytelling – Interessen, Arenen und Schnittstellen in der Produktion von ErKenntnis« diskutiert KAREN WAGELS die Grounded Theory als progressiv-emanzipatorischen Modus der Produktion von »ErKenntnis«, wobei für sie »ErKenntnis« wesentlich aus der Situiertheit der Forscher_innen erwächst. Die Autorin geht davon aus, dass Grounded Theory insofern emanzipatorisch sein kann, als sie – vor allem in der Tradition von Anselm Strauss und Juliet Corbin – die Subjektivität und die Aktivität der Forschenden ins Zentrum stellt, wodurch eine Intervention in bislang gängige (wissenschaftliche) Praktiken möglich wird. Eine so verstandene Grounded Theory schafft im aktiven Dialog mit den Daten einen wechselseitigen Veränderungsprozess zwischen Forschungsgegenstand und Forschenden und erzeugt so eine »Schnittstelle«, aus der heraus Forscher_innen Positionen der Sprechenden einnehmen, die wiederum in Form von wissenschaftlicher Expertise ins politische Feld zurückwirken können. Karen Wagels hebt hervor, dass es dazu jedoch einen gewissen Grad an Aktivität und Involviertheit der Forschenden bedarf und dies nur ermöglicht werden kann, wenn persönliche Betroffenheit als epistemologische Kategorie innerhalb der Sozialwissenschaften stärker etabliert wird. Auch kann das im Forschungsprozess erzielte Ergebnis nur als ein vorläufiges angesehen werden, da es nicht um die »Entdeckung« einer empirischen Wirklichkeit oder gar Wahrheit geht, sondern um die konkrete »Erzeugung« von Wissen. Neben dem »Forschen über« einer konventionellen Wissenschaft und dem »Forschen mit« einer sich aktivistisch verstehenden Forschung positioniert die Autorin damit eine weitere Forschungsperspektive, die sie in ihren eigenen Worten als »situiertes, empirisch fundiertes Sprechen« definiert.

In ihrem Beitrag »Ene, mene, muh und raus bist du – Möglichkeiten von Sprechpositionen und politischem Handeln im geistes- und sozialwissenschaftlichen Kontext« thematisiert JULIA PRAGER die Mechanismen gesellschaftlichen Ausschlusses. In der Untersuchung der Begründungsstrukturen solcher Ausschließungsprozesse stellt die Autorin fest, dass es sich zumeist um eine Dichotomisierung von Begriffen handelt. Es

entstehen Gruppen der Ausschließenden und der Ausgeschlossenen. Diese gesellschaftlichen Mechanismen sieht die Autorin auch innerhalb der Sozialwissenschaften gegeben, in denen es allzu oft eine strikte Trennung zwischen den Forscher_innen und den zum Objekt der Forschung gemachten Beforschten gibt. Einer solchen Dichotomisierung stellt die Autorin das Konzept der dekonstruktivistischen Handlungsfähigkeit gegenüber. Diesem Konzept folgend, geht sie davon aus, dass sich Identitäten, Zuschreibungen und Gruppierungen als per se instabil erweisen müssen und somit auch immer auf ihre eigene Brüchigkeit hinweisen. In diesem Sinne stellt die Autorin einen Ansatz für wissenschaftliches Arbeiten vor, der es ermöglicht, sich mit Marginalisierung und den daraus resultierenden politischen Konsequenzen zu befassen, also auf politische Handlungsfähigkeit abzielt. Zentral ist dabei für die Autorin, dass die Geistes- und Sozialwissenschaften, um politisch handeln und sich im Feld der Marginalisierung bewegen zu können, eine Utopie benötigen, ein nicht zu erreichendes Element, das eine demokratische und politische Wissenschaft erst ermöglicht.

MARIA MEDVED & STEPHANIE SINCLAIR widmen sich in ihrem Artikel über das »Leben in zwei Welten« der Zerrissenheit zwischen den Anforderungen indigener Räume und den Anforderungen der Räume der akademischen Psychologie. Am Beispiel ihrer eigenen Forschung mit indigenen Frauen in Kanada, die unter Herz-Kreislauf-Problemen leiden, erläutern sie Spannungsfelder und Dilemmata, die ihnen im Laufe des Forschungsprozesses widerfahren sind. Die Autorinnen zeigen auf, wie »Krankheit«, je nachdem, ob sie aus einer indigenen oder konventionell psychologischen Perspektive betrachtet wird, gänzlich unterschiedliche Bewertungen erfährt. Die Verortung von Krankheit im Individuum geht an der Erfahrungswelt indigener Gemeinschaften vorbei und findet in einer akademischen Parallelwelt statt. Da diese Forschung ohne Relevanz für die eigentlichen Probleme der Menschen im Forschungsfeld bleibt, werden sie durch die hervorgebrachten Ergebnisse bevormundet und unterdrückt. Um einen Beitrag im Sinne der Beforschten leisten zu können, bedarf es daher einer Haltung der Demut und der Bereitschaft zu lernen. Eine Praxis des Fragenstellens, anstatt vorgefertigte Ideen und Methodologien zu präsentieren, sollte im Vordergrund stehen, um als Lernende und weniger als Expert_innen aufzutreten. Als zentral

bewerten die Autorinnen die Frage, ob sie tatsächlich Räume schaffen oder vielmehr Räume für sich einnehmen. Können überhaupt Räume geschaffen werden, die frei sind von der Oktroyierung bestimmter, durch den Forschungsdiskurs geschaffener Begriffe? Kann es den indigenen Menschen während des Forschungsverlaufs ermöglicht werden, neue Räume zu betreten und diese für ihre eigenen Lebensperspektiven und -ziele zu nutzen? Maria Medved und Stephanie Sinclair machen es von der Antwort auf diese Fragen abhängig, ob ein gleichzeitiges Leben in beiden Welten – der akademischen und der beforschten – möglich ist.

MARIO VÖTSCH schlägt mit dem den ersten Teil abschließenden Beitrag »Nomadische Praktiken im Kulturfeld – Ein theoretisch-empirischer Beitrag zur Organisationsforschung« noch einmal eine neue Richtung ein. Seine Fallstudie über die kulturell, sozial und politisch engagierte »Plattform Mobiler Kulturinitiativen« in Innsbruck betrachtet Mario Vötsch dezidiert als »Forschungsstrategie«, mit der methodologische Möglichkeiten erschlossen werden, um die konkrete Alltagspraxis der Akteure sozialwissenschaftlich so zu erfassen, dass es dem Gegenstand angemessen ist. Es geht ihm also weniger um eine bestimmte Methode oder um ein bestimmtes Instrument der Datenerhebung; im Vordergrund steht vielmehr eine adäquate Darstellung politischen Handelns. Mit sozialwissenschaftlichen Begriffen wie »Multitude« oder »Verbundenheit« versucht der Autor dem Phänomen der Plattform gerecht zu werden und ihre unterschiedlichen Dimensionen zu erfassen. Ihre Einzigartigkeit ist für ihn unter anderem in einer Machttransformation des Individuums begründet, die eine vertrauensvolle und produktive Praxis von sich selbstständig und zu immer neuen Projekten organisierenden Akteuren ermöglicht, eine Praxis, die neue Möglichkeitsräume im gesellschaftlichen Leben Innsbrucks erschließt und im Ergebnis daher kritisch ist, obwohl oder gerade weil es keine inhaltliche oder politisch klare Ausrichtung der Plattform gibt.

Die Beiträge des zweiten Teils thematisieren die »sozialwissenschaftliche Intervention und die Frage der Möglichkeit politischen Handelns«. Dabei setzen sich die Autor_innen mit der Frage auseinander, inwieweit Sozialwissenschaften in der Lage sind, auf empirischer Ebene politisch zu handeln. Dreh- und Angelpunkt ist die Debatte um Interventions-

möglichkeiten empirischer Sozialforschung. Dahinter steht die Frage, wie vorhandenes bzw. neu erworbenes Wissen genutzt werden kann, um in einen gegebenen Kontext einzugreifen und dort konkrete Veränderungen herbeizuführen. Dabei geht es den Autor_innen vor allem darum, Alternativen zur klassischen Stoßrichtung solcher Unterfangen zu liefern. Diese ist nämlich zumeist damit befasst, auf dem Wege empirischer, also auf Erfahrung beruhender Forschung erworbenes und dann verallgemeinertes Wissen, in das (Untersuchungs-)Feld hineinzutragen, um es anschließend dort zur Anwendung zu bringen. Dieses Wissen ist dabei nicht nur ein vom Feld zuerst einmal losgelöstes Wissen, sondern häufig auch noch in auf den universitären Betrieb ausgerichtete Begrifflichkeiten verpackt. Aus diesen Gründen kann eine tatsächliche Relevanz dieses Wissens für das Alltagsleben derjenigen, die konkrete Erfahrungen machen, angezweifelt werden; hierfür wäre unter anderem zunächst einmal eine »Übersetzung« in die Sprache des jeweiligen Milieus nötig. Diese Notwendigkeit führt ihrerseits wiederum zu einer Etablierung von Machtkonfigurationen in den Verhältnissen zwischen Intervenierenden und von der Intervention Betroffenen, in denen eben keine neuen Handlungsmöglichkeiten geschaffen, sondern lediglich neue subjektive Notwendigkeiten und Einschränkungen erzeugt werden. Betroffene werden so nicht als Individuen mit einer je eigenen Subjektivität, sondern als Forschungsobjekte konzeptualisiert. Gleichzeitig, so ließe sich wohl unterstellen, ist es zumindest in den allermeisten Fällen das Ziel der Intervenierenden, Verbesserungen der Lebenssituationen derjenigen herbeizuführen, die die Erfahrungen machen.

Ausgehend von diesem Dilemma stellt sich also die Frage, wie politisches, politisiertes und politisierendes Handeln möglich ist und wie es durch intervenierendes Handeln in konkreten Kontexten realisiert werden kann. Wie kann konkrete Erfahrung aufgeschlüsselt werden? Welche Möglichkeiten der Verallgemeinerung persönlicher Erfahrungen gibt es? Und vor allem: Wie können diese Verallgemeinerungen zur Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten und damit zur Etablierung kritischer statt nur affirmativer Praxis genutzt werden?

CATHARINA SCHMALSTIEG stellt in ihrem Beitrag »Intervention als emanzipatorische Praxis – Erfahrung von Subalternität und kollektives Handeln« die Frage, wer oder was »Marginalisierte« eigentlich sind. Zu

diesem Zweck bedient sie sich des im vorigen Teil bereits eingeführten Konzepts der »Subalternität«. Dabei stellt die Autorin heraus, dass die Frage nach dem Sprechen Marginalisierter selbst schon auf den Problemkreis ihrer Unterdrückung abzielt und dass somit die Frage nach den Möglichkeiten politischen Handelns zentraler Ankerpunkt der Diskussion sein muss. Am Beispiel eines Forschungsprojektes im Niedriglohnsektor der USA diskutiert die Autorin Möglichkeiten einer emanzipatorischen Intervention. Dabei steht das von ihr entwickelte Konzept der »Handlungsplattform« im Zentrum, dessen Anwendungsmöglichkeiten auf andere Forschungskontexte im abschließenden Teil des Beitrages aufgezeigt werden.

In »Was kann subjektorientierte Drogenhilfe leisten?« stellt CHRISTOPH VANDREIER ein Projekt zur Drogenhilfe vor, das auf Basis der Kritischen Psychologie der Holzkamp-Schule entworfen wurde. Der Autor ist der Überzeugung, dass in der momentanen sozialen Situation ein Handeln der Sozialwissenschaften unabdingbar ist. In diesem Sinne zeigt er auf, warum Psychologie immer auch politisch ist und dementsprechend ein Verständnis politischen Handelns benötigt. Als Ausgangspunkt dient dabei ein Blick auf die historische Entwicklung des Verständnisses von Drogenabhängigen als Objekte mit irrationalem Drang nach Befriedigung durch die Droge. Dagegen führt Christoph Vandreier Projekte an, die sich – neben den herkömmlichen Methoden – hauptsächlich mit dem Aufkommen von HIV etablierten und Drogenkonsum von einem eher subjektorientierten Standpunkt betrachteten. In jüngster Zeit, so der Autor, ist eine Annäherung der verschiedenen Programme zu beobachten, deren Konsequenz eine Depolitisierung der Drogenberatung zugunsten einer marktorientierten »KundInnenzufriedenheit« ist. Zwar werden die Drogenhilfe ebenso wie der Drogenkonsum dadurch vielschichtiger, gleichzeitig fallen jedoch moralische Beschränkungen zugunsten einer direkten Unterwerfung des Individuums unter Marktgesetze. Dieser Tendenz kann nach Ansicht des Autors nur entgegengewirkt werden, wenn Drogenberatung auf eine Theorie des Subjekts aufbaut, die gesellschaftliche Lebensbedingungen mitdenkt. Der Hauptteil des Beitrages schildert schließlich die Bemühungen des »Projekts Selbstverständigung über Drogengebrauch«, eine solche Drogenberatung zu etablieren.

Im Beitrag »Über Diversity-Pädagogik und ungelöste Aufgaben

politischer Bildungsarbeit« von KATRIN REIMER steht die Auseinandersetzung mit der Problematik von Rechtsextremismus, Rassismus und Antisemitismus in Deutschland im Vordergrund. Dabei setzt sich die Autorin kritisch mit einem innerhalb der politischen Bildungsarbeit zunehmend an Bedeutung gewinnenden Konzept auseinander. Die sogenannte Diversity-Pädagogik geht davon aus, dass die Vielfalt innerhalb der Gesellschaft durch Globalisierungsprozesse zunimmt, und sie versucht, einen produktiven Umgang mit dieser Vielfalt zu vermitteln. Anliegen der Autorin ist es, den Rahmen für eine – die gesellschaftlichen Umstände berücksichtigende – politische Bildungsarbeit zu schaffen, um die Diversity-Pädagogik schließlich daraufhin zu untersuchen, inwieweit sie, im Sinne einer kritisch-psychologischen Praxisforschung, gesellschaftliche und politische Reproduktionsmechanismen von Rassismus mit einbeziehen kann, oder ob sie sich lediglich auf die Veränderung des Bewusstseins einzelner Teilnehmer konzentriert. Ausgehend von dieser kritischen Auseinandersetzung, so die Ansicht der Autorin, müssen für eine wirksame Bildungsarbeit Methoden entwickelt werden, die sich mit den Begründungsmustern rassistischen Denkens in der neoliberalen Gesellschaft befassen.

ADRIAN MENGAY befasst sich unter dem Titel »Handlungsfähigkeit von Marginalisierten und die moralische Grammatik sozialer Konflikte« mit möglichen Überschneidungen der Anerkennungstheorie Axel Honneths und der Kritischen Psychologie. Dabei macht er im Besonderen deutlich, dass Kritische Psychologie als eine Umsetzung der von Jürgen Habermas erarbeiteten Ansprüche an eine kritische Theorie gelesen werden kann. Gleichzeitig stellt er in der dritten Generation der Kritischen Theorie ähnliche Kritikpunkte am Habermas'schen Modell fest, wie sie auch in der Kritischen Psychologie zu finden sind – zeigt sich doch für Adrian Mengay, dass sowohl Honneth als auch Holzkamp bei Habermas eine Distanzierung von konkreten Individuen zugunsten von universellen Wahrheiten ausmachen. Darüber hinaus weist der Autor darauf hin, dass auch das Anerkennungsproblem selbst bereits in der Kritischen Psychologie thematisiert wird. Er stellt heraus, dass Anerkennung einen integralen Bestandteil der »Handlungsfähigkeit« darstellt, des zentralen Elements Kritischer Psychologie. Im Fokus der Beitrags steht schließlich der Versuch, aufzuzeigen, welche praktischen Konsequenzen und daraus

folgende mögliche theoretische Erweiterungen eine solche Bezugnahme von Kritischer Theorie auf Kritische Psychologie liefern kann. Dafür berichtet der Autor von den Arbeiten an einem Dokumentarfilm über die Situation von Wohnungslosen in Osaka, Japan. Dabei verfolgt er, auf der Basis des zuvor entwickelten theoretischen Rahmens, maßgeblich zwei Thesen: Zum einen sieht er Missachtung als Grund an für die Schwierigkeiten der von Obdachlosigkeit Betroffenen, einen positiven Selbstbezug herzustellen, während er zum anderen argumentiert und anhand der geschilderten Ereignisse dokumentiert, wie ein kollektiver Kampf um Anerkennung dabei helfen kann, diese Missachtung zu überwinden.

Der Beitrag von LARS SCHMITT »Ich spreche was, was Du nicht hörst – Soziale Ungleichheit als babylonischer Turmbau« hebt sich insoweit von den anderen Artikeln dieses Teils ab, als er sich nicht auf die Konzepte der Kritischen Psychologie beruft, sondern als theoretischen Rahmen für seine Arbeit Pierre Bourdieus Theoriegebäude heranzieht. Damit fügt er der Diskussion um die politische Handlungsfähigkeit der Sozialwissenschaften, neben der bereits mehrfach erwähnten Kritischen Theorie und der postmarxistischen Perspektive Spivaks, eine entscheidende Dimension hinzu. Lars Schmitt nimmt seinen Ausgangspunkt im »Diskurs des Dominanten«, also der Feststellung, dass eine politische Sozialwissenschaft nicht lediglich gesellschaftliche Veränderungen fordern kann, sondern zuallererst die Bedingungen ihrer eigenen Produktion, ihren eigenen Standpunkt reflektieren muss. Aus dieser Perspektive stellt sich dann für den Autor auch die Frage, inwieweit Marginalisierung und damit soziale Ungleichheit ein Verschleierungsprojekt darstellen, das auf Nicht-Verstehen und damit auf dem Einverständnis im Missverständnis beruht. Um sich nun der Frage des Sprechens der als marginalisiert verstandenen Gruppen empirisch anzunähern, stellt der Autor eine analytische Heuristik vor, die als »Sprachverstärker« dienen soll. Dieser Sprachverstärker soll innerhalb der existierenden »Störgeräusche«, so die Terminologie des Autors, den »Sound sozialer Ungleichheit« herausfiltern. Basis dieser analytischen Heuristik ist das Bourdieu'sche Funktionsprinzip der symbolischen Gewalt, das als zentrales Element zur reibungslosen Reproduktion der Sozialstruktur angesehen wird. Empirisch verdeutlicht Lars Schmitt sein Konzept anhand einer Studie zum Umgang mit sozialer Ungleichheit im Studium, um schließlich der

Frage nachzugehen, inwieweit das Konzept des »Sounds der Ungleichheit« genutzt werden kann, um soziale Veränderung zu induzieren.

Der dritte Teil, »Produktion und Reproduktion von Diskursen in den Massenmedien«, befasst sich mit Ausgrenzungerscheinungen in der medialen Berichterstattung. Massenmedien sind in ihrer Funktion als Vermittler vor allem abstrakterer Bedeutungen heutzutage zentral; das Verständnis gesellschaftlicher Strukturen wird im Wesentlichen durch sie geprägt. Durch Selektion, Bildsetzung und Narration rekonstruieren Medien als Informationsquellen nicht nur Ereignisse, sie konstruieren sie mit. Darüber hinaus dringen sie zunehmend in die unmittelbaren Erfahrungswelten ein: Sie setzen Trends und Moden, legen bestimmte Formen der Lebensführung nahe. Massenmedien gestalten somit einen erheblichen Teil an Lebensrealität.

Im Zentrum steht die Frage, ob Berichterstattung in Massenmedien in erheblichem Maße bloße Reproduktion von Diskursen bedeutet, mithin also den ständigen Rekurs auf Bestehendes, der jegliches emanzipatorisches Potenzial verhindert. Inwiefern können Massenmedien also konkret zur Produktion und Reproduktion hegemonialer Diskurse beitragen? Kann überhaupt außerhalb dieser Diskurse gedacht werden? Welchen Raum haben marginalisierte Stimmen und Perspektiven? Wie können diese Räume gesichert bzw. genutzt werden, um marginalisierten Diskursen zur Dominanz zu verhelfen? Würde dies überhaupt zur erwünschten Emanzipation führen? Und nicht zuletzt: Wie kann politisches Handeln in diesem widersprüchlichen Feld konkret aussehen? Ziel ist es also, die Suche nach Möglichkeiten zu forcieren, den Zyklus der Reproduktionen zu verstehen und aus ihm auszubrechen. Heterogene sozialwissenschaftliche Perspektiven auf nationale und internationale Erscheinungen dieses Problemkreises sowie die spezifische Rolle der Massenmedien im Marginalisierungsdiskurs prägen die insgesamt drei Artikel sowie den abschließenden Kommentar dieses Teils.

Mit seinem einführenden Beitrag » $\frac{S_2}{S_1}$ « rekurriert KLAUS-JÜRGEN BRUDER auf die psychoanalytische Théorie Jacques Lacans, um die »Struktur der Lüge« in der massenmedialen Berichterstattung aufzudecken. Relevant ist nicht das, was tatsächlich gezeigt, besprochen,

beschrieben wird, sondern eben das, was außen vor gelassen bleibt. Indem bestimmten Sachverhalten und Perspektiven – häufig auf eine sich selbst wiederholende, quasi ritualisierte und mithin redundante Art und Weise – Raum zugestanden wird, bleibt das Wesentliche im Verborgenen. Klaus-Jürgen Bruder greift die Argumentation Pierre Bourdieus auf, wonach die Hauptfunktionsweise der Massenmedien auf die Formel »Verstecken durch Zeigen« verdichtet werden kann. Der Autor zeigt auf, wie sich die unterschiedlichen Presseorgane in einem ewigen Kreislauf der Selbstreferenzialität bestätigen und damit eine – je nach Gesellschaft spezifische – immer gleiche Sicht auf die Dinge entwerfen, während die Realität zumindest teilweise verborgen bzw. marginal bleibt. Den Mächtigen und Herrschenden und ihren politischen Freunden kann dies, so folgert der Autor, nur recht sein: Kritik verbleibt immerfort auf einer substanzlosen Argumentations-ebene und kann die Machtverhältnisse zu keiner Zeit gefährden. Der – in der ursprünglichen Idee der Gewaltenteilung nicht vorgesehene – Begriff der »vierten Gewalt« verschleiere dabei die Tatsache, dass ebendiese angeblich unabhängige Gewalt nichts weiter als die Macht der herrschenden Klasse in die mediale Öffentlichkeit hinein trage und somit gezielte Machtausübung ermögliche.

Der hinter dem Beitrag stehenden Idee einer bewusst installierten Verlängerung der Macht mithilfe der »vierten Gewalt« widerspricht SEBASTIAN NEUBAUER in seinem Artikel »Die Grenzposten in der Peripherie: Zum Verhältnis von Kulturindustrie und ›marginalisierten Stimmen‹ heute«. In Fortführung der in der *Dialektik der Aufklärung* entwickelten Gedanken der Frankfurter Schule zur Kulturindustrie versteht er die Anordnung heutiger Medien als logische Schlussfolgerung aus der technisch-technologischen Entwicklung. Individuen verhalten sich zu den Medien so, wie diese es vorgeben, verwenden diese so, wie es in die Technik bereits eingeschrieben ist. Standardisierung über die globalisierte Welt hinweg ist die Konsequenz, Individualität existiert nur aufgrund des gesellschaftlich vorgegebenen Strebens nach der Negation der Gleichförmigkeit. Marginalisierung, ebenso wie die Überwindung dieser, ist Illusion. Randständigkeit kann, so der Autor, eher als hoffnungsloser Versuch der Individuen verstanden werden, Individualität zu leben. In einem Punkt jedoch sieht Sebastian Neubauer den kulturin-

dustriellen Komplex Max Horkheimers und Theodor Adornos als nicht hermetisch abgeschlossen an: Dem Internet gesteht er ein eventuelles emanzipatorisches Potenzial zu – solange es durch die Kulturindustrie noch nicht vollkommen vereinnahmt ist.

Einem Paradebeispiel der Kulturindustrie und seinem wohl klassischsten Format widmet sich der Beitrag »Narrativismus oder nachhaltige Narrativität? Zu Tendenzen massenmedialen Storytellings, insbesondere in den Fernsehnachrichten«. Darin macht SEBASTIAN KÖHLER auf ein sich in der deutschen Fernsehlandschaft zunehmend manifestierendes Phänomen aufmerksam: die zunächst in den USA aufgetauchten Formen des Geschichtenerzählens in Nachrichtensendungen. Gestützt auf umfangreiche empirische Befunde, zeichnet er minutios nach, wie sogenannte »Soft News« oder narrativ erzählte Nachrichten die auf Fakten basierenden »Hard News« zunehmend verdrängen. Die Folge ist eine Aneinanderreihung von Einzelschicksalen, die dem Rezipienten ein nur oberflächliches Bild der Sachlage präsentieren. Durch die exponentiell ansteigende Verwendung narrativer Elemente in der Berichterstattung wird die nachhaltige Kommunikation existierender Konflikte erheblich erschwert – und emanzipatorische Handlungspotenziale kaum noch denkbar gemacht.

Der vierte und letzte Teil begibt sich auf den Weg »Vom Wahren zum Möglichen« und lotet dabei »das bedeutungsschaffende Potenzial schöpferischen Erzählers« für marginalisierte Individuen und Kollektive aus. Zentraler Ausgangspunkt ist die Annahme, dass die Welt, in der wir leben, keine von vornherein festgesetzte, objektive Wirklichkeit repräsentiert, sondern Subjekte am Schaffensprozess verschiedener konkurrierender Wirklichkeiten durch Sprechen teilhaben. Das aber heißt dann auch, dass Wahrheit und Bedeutung eben niemals unabhängig von kulturellen, historischen und sozialen Kontexten gedacht werden können und somit die Umstände der Sprechhandlung – wie z. B. Kenntnisse, Erinnerungen, Glauben, moralische Commitments, Wünsche, Gefühle, usw. – entscheidend sind für die Art und Weise, wie wir uns und unsere äußere Wirklichkeit begreifen. Damit wird deutlich, dass Sprechen als sozialer Akt der Aushandlung und Kommunikation von Sinn- und Bedeutungszusammenhängen immer auch politisches Handeln ist. Was wie, wann,

wo und durch wen gesprochen wird, entscheidet über die je dominante Lebenswirklichkeit sowie die möglichen alternativen Handlungsräume und -optionen.

Auf dieser Grundlage werden Potenzial und Gefahr des Narrativen untersucht. Wie können durch poetische Beschreibung neue Bedeutungsformen entstehen? Können tatsächlich Handlungsmöglichkeiten durch erzählerische Verschmelzung von wirklichen/möglichen mit fiktiven/unmöglichen Szenarien menschlicher Tätigkeit erweitert werden? Und lassen sich bestehende Verhältnisse überhaupt durch bewusste Versuche des Wider- und Anderssprechens verändern oder wirkt nicht sogar der Widerspruch letztendlich affirmativ auf dominante Narrationen?

Dabei steht, neben explizit literarischem Arbeiten, jegliche Form des Erzählens als Modus und aktiver Prozess individueller und kollektiver Identitätsbildung im Vordergrund – ein Modus, der, ganz im Sinne des im vorliegenden Buch verhandelten Themas, sowohl emanzipatorisches als auch repressives und autoritäres Potenzial besitzt.

MOLLY ANDREWS untersucht in ihrem einleitenden Beitrag »Biografie und Geschichte: Dynamiken von individuellen und kollektiven politischen Erzählungen« anhand von vier Fallstudien, wie Individuen und Gruppen durch (autoritative) Narrationen Sinn und Bedeutung erschaffen und wie sie sich damit in und zu ihrer Umwelt positionieren. Sie beobachtet, dass das »moralische Lehrstück«, mit seinen phänotypischen Charakteren, die sich in einem Kampf mit klaren Fronten und einem eindeutigen Ausgang befinden, als Genre kollektiver Identitätskonstruktionen von konkurrenzloser Dominanz ist, und hinterfragt genau jene eindeutigen Zuweisungen von »gut« und »böse«, »wir« und »die anderen«, »Opfer« und »Täter« als erzählerische Strategie zur Komplexitätsbewältigung. Gleichermaßen gilt für die damit eng verbundene Konstruktion von eindeutigen Anfängen und Enden; Obgleich historische Brüche erzählerisch notwendig und unumgänglich sind, lassen sie nur wenig Spielraum für politischen Gestaltungswillen, sobald sie einmal als Daten etabliert sind, an denen sich semiotische Bezugssysteme scheinbar von heute auf morgen gewandelt haben.

Molly Andrews' Frage lautet: Wie erschaffen sich Menschen und Gruppen im Augenblick rapider Veränderungen gesellschaftlicher Nor-

men eine neue, wiederum eindeutige Identität, und wer widersetzt sich diesem Projekt auf welche Weise?

Ihr Augenmerk gilt dabei der Figur des »loyalen Gesellschaftskritikers«, der sich geradezu exemplarisch in einer marginalen, also randständigen, Position befindet. Molly Andrews untersucht diese Figur unter anderem im Kontext ihrer eigenen Biografie und der US-amerikanischen Debatte darum, was es angesichts des ersten Golfkrieges und der Anschläge vom 11. September 2001 heißt, ein »guter Amerikaner« zu sein.

Die Spannungen zwischen gelebter Ambivalenz und (auto)biografischer Selbstschöpfung sowie gesellschaftlicher Zuschreibung greift ANDRÉ STEINER in seinem Beitrag zum Leben und Werk Wolfgang Hilbigs »Die Funktion literarischen Erzählens bei der Konstruktion der Biografie seines Autors« auf. André Steiners Fokus ist die kontinuierliche Selbstverdierung durch den Prozess des Erzählens, die Genese des Autors als ein Subjekt im Wechselspiel mit seinem Alter Ego. Dabei lotet er die Möglichkeit der (Er-)Schaffung von Bedeutung und damit von Realität aus und zeigt, dass erzähltes Leben und lebendes Erzählen untrennbar miteinander verwoben sind: Indem Hilbig abseits der stilistischen Direktiven der Kulturbehörden der DDR von sich wandelnden Industriearbeitern schrieb, wandelte er sich vom Heizer, der durch die ihn umgebende Gesellschaft konstituiert wurde, zum Autor, der sich selbst konstituiert. Erzählen wird hier von André Steiner vor allem als Chance und positiver Modus permanenter Verhandlung von Identität begriffen. Sein zentrales Argument ist, dass das Sein dem schreibenden Erzählen nicht äußerlich oder gar vor- und außersprachlich ist, sondern nur durch und in diesem Prozess entstehen kann.

PETER C. POHL greift diesen Gedanken der erzählerischen Erweiterung möglicher Handlungen in seinem Beitrag »Die Möglichkeit des Erzählens. Robert Musils Poetologie der Kontingenz und das Dritte Reich« auf. Anhand des Romans »Der Mann ohne Eigenschaften«, fokussiert er die Unterschiede und Konvergenzen von Erzählungen der Wirklichkeit und fiktionalen Narrationen. Dabei schlägt er einen Bogen zwischen Musils Leben und dessen literarischem Umgang mit einer sich rapide wandelnden Umwelt. In der Analyse des von Musil unternommenen, immer wieder neu verhandelten Anschlusses von erlebter Gegenwart an die Erzählung zeigt Pohl Möglichkeiten auf, welche Handlungsräume

und Optionen sich den innerhalb einer Gesellschaft marginalisierten Praktiken in der Fiktion bieten.

Im Kontrast zu den von André Steiner ausgeleuchteten Chancen des literarischen Werdens weist Peter C. Pohl auch auf die Kosten und Gefahren einer solchen Offenheit für narrative Möglichkeiten und Sinngebungen hin, die aus einer extremen Differenz von Erlebtem und Erzähltem erwachsen. In seinen Ausführungen zur »Poetologie der Kontingenzen« zeigt er, dass sowohl Musil als auch sein Manuskript an dem Versuch scheitern, die Kontingenzen der Gegenwart poetisch um Handlungsoptionen zu erweitern. Damit scheitert auch der Versuch, aus den ordnenden Strukturen der Narration, wie sie von Molly Andrews einleitend aufgerissen wurden, erzählerisch und biografisch auszubrechen.

Dass Leben – und vor allem Leiden – mehr ist als reiner Text und dass sich die heilende und veränderungswillige Psychologie von einer diese dominierenden, verkürzten Rezeption des »linguistic turn« verabschieden muss, will STEFAN MÜLLERS Kritik »Das Sprachparadigma – der neue Geist des Idealismus? Implikationen und Konsequenzen für die Psychologie« zeigen. Darin attestiert er den verkürzten Lesarten eines Sprachparadigmas, die alles als in und durch Sprache konstituiert begreifen, deutliche Parallelen zu ebensolchen reduktionistischen Rezeptionen des deutschen Idealismus, in denen die Welt aus dem Geiste erschaffen ist. Die Frage aufwerfend, was in der Psychologie geschieht, wenn gesellschaftliche Verhältnisse nur noch auf der Ebene der Sprache gedacht werden können, verweist Stefan Müller darauf, dass Leiden sich zunächst vorsprachlich und somatisch äußere und dass die bloße Rede repressive Verhältnisse nicht ändern können wird. Seine Forderung lautet, dass Kritik in Subjekt-Objekt-Konstellationen zu verorten sei und daraus folgend, dass als Leiden verursachend erkannte Verhältnisse einer tätigen Veränderung zugeführt werden müssen.

Abschließend zeigt THOMAS VIOLA RIESKE in seinem Beitrag »Mit biografischen Erzählungen pädagogisch intervenieren: Erfahrungen aus einem LesBiSchwulTrans Aufklärungsprojekt«, dass Erzählen – und hierbei vor allem autobiografisches Erzählen – als auf Emanzipation gerichtetes politisches Handeln immer hegemonialen kollektiven Narrationen unterworfen ist. Anders als die Autoren der vorangegangenen Beiträge ist Thomas Viola Rieske nicht nur Beobachter_in, Leser_in oder

Rezipient_in, sondern Erzähler_in. Auf der Basis seiner mehrjährigen Mitarbeit beim Berliner Verein ABqueer e. V. thematisiert er in der Selbstreflexion der Erzählenden die Ursachen für bestimmte dominante Ausprägungen von autobiografischen Narrationen. In der Auswertung von Teamsitzungen der Mitarbeiter_innen von ABqueer beschreibt Thomas Viola Rieske vor allem die normierende Macht kollektiver Narrationen, wie sie ähnlich bei Molly Andrews Betrachtung finden, hier nun jedoch ohne den loyalen Kritiker, die Marginalisierte in den eigenen Reihen. So formierte sich in der Aufklärungsarbeit ein Konsens der autobiografisch erzählenden LesBiSchwulTrans Mitarbeiter_innen in der Reaktion auf die gesellschaftlich dominante Erzählung von LesBiSchwulTrans Beziehungen als übersexualisiert und gefülsarm. Dieser ebenso essenzialistische Konsens biografischer Gegenerzählungen betont nun die Motive schwärmerischer Liebe und Partnerschaft, klammert Sexualität aber aus und ist damit letztendlich für die bestehende Marginalisierung von LesBiSchwulTrans Lebensformen und heteronormative hegemoniale Narrationen und Diskurse affirmativ wirksam.

*Chicago und Berlin im Oktober 2009
Carmen Dege, Martin Dege, Till Grallert & Niklas Chimirri*

Literatur

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak? In: Nelson, Cary & Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana (University of Illinois Press), S. 271–313.

Mouffe, Chantal (2007): Über das Politische. Wider die kosmopolitische Illusion. Frankfurt/M. (Suhrkamp).

Mouffe, Chantal (1997): Inklusion/Exklusion: Das Paradox der Demokratie. In: Weibel, Peter & Žižek, Slavoj (Hg.): Inklusion: Exklusion. Probleme des Postkolonialismus und der globalen Migration. Wien (Passagen), S. 75–90.

Laclau, Ernesto & Mouffe, Chantal (1991): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien (Passagen).